

Zeitschrift: Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Herausgeber: St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft
Band: 38 (1896-1897)

Artikel: Ein Besuch bei den Temb -Indianern am obern Rio Capim
Autor: Tsch mperli, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-834533>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Besuch

bei den

Tembé-Indianern am oberen Rio Capim.

Von

Präparator **L. Tschümperli.**

Schon längst war von der Direktion des Museums in Pará beschlossen worden, eine Exkursion zu wissenschaftlichen Beobachtungen und Vergrößerung der Sammlungen bis zu den Wohnsitzen der Ureinwohner auszuweiten. Der Zeitpunkt zur Ausführung des Projektes war endlich herangerückt, und es gereichte mir zur besonderen Freude, noch kurz vor meiner Rückkehr nach Europa eine des Interessanten so viel versprechende Reise mitmachen zu können.

Am Morgen des 15. Juni 1897 schifften sich die Herren *Dr. Göldi* und *Dr. Huber*, sowie meine Wenigkeit und mein Gehülfe *João Baptista de Sà* an Bord des „Lauro Sodré“, eines kleinen, von der Regierung zur Disposition gestellten Dampfers ein. Vom herrlichsten Wetter und einer frischen Brise begünstigt, fuhren wir über den gelblichen Spiegel des Rio Guajará hin. Bald lag Pará hinter uns, und wir passierten die Mündungen des Rio Mojú und des Acará und bogen nun in den Rio Guamá ein. Wo das Auge keine Lichtung mit einem luftig gezimmerten Häus-

chen erspäht, dehnt sich an beiden Ufern des breiten Stromes endloser Urwald, der hier unten einen ziemlich eintönigen Eindruck macht. Aus der Masse der Bäume erheben sich zu bedeutender Höhe die breiten Kronen der Sumahumas. Der Kautschukbaum (*Siphonia elastica*), die „Seringueira“ der Einheimischen, kommt auch vor, doch ist diese für das ganze Amazonasgebiet bedeutendste Einnahmsquelle hier schon etwas erschöpft. Heutzutage geht der grosse Zug der „Seringueiros“, der Kautschuksammler, schon weit nach Gegenden, wo frische, ungeschwächte Bäume das mühevollen und gesundheitsgefährliche Sammeln des kostbaren Produktes lohnen.

Unweit der Mündung der genannten Flüsse trafen wir eine schwimmende Grasinsel an, weiter oben noch eine zweite, die in ihrer Entwicklung weiter vorgeschritten war. Diese war schon mit ziemlich hohen Bäumen bestanden, die mit ihren dünnen Stämmen und durchsichtigen Kronen einigermaßen unsern Birken ähneln.

Nachmittags 1 Uhr 40 Min. fuhren wir in den Rio Capim ein. Unfern dessen Mündung in den Guamá liegt am rechten Ufer die Ortschaft São Domingos da boa vista, eine weiss getünchte Kirche und etwa 30 lauter einstöckige Häuser, dabei der stolze Titel „Cidade“, Stadt.

Das Tierleben zeigte sich nicht gerade von vorteilhafter Seite. Hie und da bemerkten wir auf den Spitzen abgestorbener Bäume einen bussardähnlichen, doch bedeutend grössern Raubvogel, den *Urubutinga zonura*, ferner ein Zigeunerhuhn (*Opisthocomus cristatus*), einen kleinen Reiher und drei kleine Wildenten. Wahrscheinlich hatte die schrille Dampfpeife verschiedenes Flugwild verscheucht. Bei Annäherung an Häuser liess jedesmal der „Mestre“ die Sirene tönen, da die Leute sehr gerne die Gelegenheit

benützen, um Briefe etc. zu spedieren. Abends um 5 Uhr warfen wir Anker vor der Fazenda Araproaga, wo *Dr. Vicente Chermont de Miranda* uns erwartete. Die Fazenda, ein zweistöckiges grosses Gebäude mit einer Reihe stattlicher Königspalmen an der Façade, daneben der ausgedehnte Engenho (Maschinen- und Arbeitshaus), machte einen imposanten Eindruck. In der Nähe freilich erwiesen sich die Gebäulichkeiten als zerfallen, die nähere Umgebung gänzlich verwahrlost, der Engenho ausser Betrieb: das Schicksal so mancher einst blühenden Fazenda seit Aufhebung der Sklaverei.

Das Ausladen des Gepäcks war ziemlich beschwerlich. Die Ruinen einer Landungsbrücke zeugten von vergangenen schönen Zeiten. Alle Ladung musste auf Canoas ans Land gebracht werden, was den Leuten viel Arbeit und uns Aufmerksamkeit und zu Vorsicht mahnende Worte kostete.

16. Juni. Nach dem Auspacken unserer Utensilien unternahmen *João* und ich einen Ausflug in den Wald, der, wie alle ohne Lokalkenntnisse zu Jagdzwecken unternommenen Exkursionen ziemlich resultatlos verblieb. Nachmittags 3 Uhr 10 Min. hatten wir das Vergnügen, die Pororoca (Springflut) zu beobachten, die sich unter dumpfem Getöse flussaufwärts wälzte und an der Krümmung des Flusses brach.

17. Juni. In dem Schwarzen *Tito*, einem der unzähligen kleinen und grossen, schwarzen, braunen und gelben, mehr oder weniger dienstbaren Geister, die dieses idyllische Haus bewohnen, entdeckten wir einen angehenden Jäger, dessen Lokalkenntnisse nebst einer von uns geliehenen Flinte manchen Vogel für unsere Sammlung lieferten. Wir machten miteinander einen Ausflug. *Tito* schlug sich

seitwärts in die Büsche und stellte einigen krächzenden Tukanen nach, *João* und ich verfolgten den Weg tiefer in den Wald hinein. Beim Waldbach „Igarapé“, dessen kühles Wasser ebenso einladend zum Trinken, wie zum Baden ist, wo unter einem luftigen Blätterdach ein altes Negerpaar mit Zubereitung von Maniokmehl beschäftigt war, erwarteten wir unsern Gefährten. Ganz in unserer Nähe hauste eine Kolonie von kleinen, starartigen Webervögeln, Japy-is, wie die Brasilianer diese Art benennen (*Cassicus persicus*). Unter gewaltigem Pfeifen, Schwatzen, Schreien sind sie fortwährend in Thätigkeit. Der Baum trägt über ein Dutzend der langen, beutelförmigen, geflochtenen Nester, die an den Astspitzen befestigt sind und bei jedem Windhauche hin und her baumeln. Bald erschien unser *Tito*. Seine Beute bestand aus einem dunkel gefärbten Seidenäffchen (*Hapale ursula*), einem grossen Bartvogel (*Bucco hyperrhynchus*), einem schwarzen Bartvogel (*Monasa leucops*), einem grossen, bunten Specht (*Dryocopus*), einer Taube und einem Jacúhuhn (*Penelope Jacucaca*). Ein anderer Jäger brachte noch ein kleines Jacuhuhn, den Aracuão (*Penelope Araucuan*).

18. Juni. Morgens schon sehr früh überschritten *João* und ich den Igarapé, um der Picada folgend, tiefer in den Wald zu gelangen. Von ferne hörten wir das Geschrei des Cancão (*Ibycter americanus*), eines schwarz und weiss gefärbten Raubvogels mit nackter, scharlachroter Kehle. In raschem Fluge, laut schreiend und weit ausser Schussbereich durchquerten zahlreiche kleine Araras (*Maracanás*) die Lüfte. Hie und da hörten wir auch Tukane, nirgends aber kamen wir in Schussnähe. Bald machten wir die Entdeckung, dass uns auf Schritt und Tritt ein grüner Japú (*Cassicus viridis*) folgte, der sich aber nur auf den

höchsten Bäumen und ziemlich gedeckt zeigte. Durch sein lautes Geschrei mahnte er alle andern Vögel zur Vorsicht. Abends wurden noch ein Kahnschnabel (*Cancroma cochlearia*), ein Araçary (*Selenidera Gouldii*) und ein Bartvogel gebracht. Ausserdem hatte *Dr. Göldi* in den obern Räumen des Hauses eine Razzia auf Fledermäuse unternommen und deren sechszehn gefangen.

19. Juni. *João* und ich versuchen, in der zur Verfügung stehenden Canoa über den Fluss zu fahren, um bessere Jagdgründe aufzufinden. Wir müssen unsere Absicht aber aufgeben, da das Fahrzeug, eine wahre Nusschale und von der Dichtigkeit eines Siebes, nicht zwei Personen zu tragen vermag.

20. Juni. Es werden vier Exemplare des schönen gelbbrüstigen Tukans (*Rhamphastus Temminckii*) gebracht. Bei einem Ausfluge sehe ich einen gelbköpfigen Aasgeier (*Cathartes urubitinga*).

21. Juni. Ein frisch angestellter Jäger berichtete, dass er einen Gavião real, also eine Harpyia angetroffen habe, leider aber nicht zum Schuss gekommen sei. Alle seine Angaben über Farbe, Befiederung und Grösse stimmten genau. Da am darauffolgenden Tage Wahlen stattfinden sollten, war viel Besuch im Hause. Dem Hausherrn wurden als Geschenke ein junges, zahmes Nabelschwein (*Dicotyles labiatus*), ein grünflüglicher Arara (*Sittace chloroptera*) und ein Jaboty mata-matá (*Chelys fimbriata*), die sonderbar gestaltete, hässlichste Schildkröte, gebracht. Im Hofe, durch eine Umzäunung am Entweichen verhindert, waren etwa zwanzig Stück gewöhnliche Jabotys (*Testudo tabulata*) gefangen, die mit Grünzeug gefüttert wurden. Wollte man der Speisekarte noch ein Gericht zusetzen, so wurden einfach einem dieser armen Jabotys der Kopf abgehackt

und der Panzer weggeschlagen. Grosse, fette Exemplare wiegen 5 kg und geben ein wohlschmeckendes Essen.

Es mag hier am Platze sein, etwas weiteres über den Rio Capim und dessen Anwohner zu sagen. Die Bevölkerung soll sich vor etwa 20 Jahren auf circa 16,000 Seelen beziffert haben, ist aber heute auf die Hälfte zurückgegangen. Von einigen Plantagen-Besitzern wurde der Anbau von Zuckerrohr, Maniok, Mais, Reis, Tabak etc. in grossem Massstabe betrieben. Auf Araproaga sollen zur Zeit, da die Einfuhr von Sklaven noch erlaubt war, an 1000 Schwarze gearbeitet haben, später, nach Aufhebung der freien Einfuhr, immer noch mehrere Hundert. Das gänzliche Verbot der Sklaverei (13. Mai 1889) bereitete der lukrativen Landwirtschaft ein rasches Ende.

Die Bevölkerung, ein Rassengemisch, wie überall in Brasilien, betreibt natürlich immer noch Ackerbau, freilich nur in unbedeutender und primitiver Weise. Haustiere ausser Schweinen, Hühnern und Hunden werden sozusagen keine gehalten. Das Sammeln von Kautschuk wird auch betrieben, indessen fehlt der Gummibaum dem obern Capim gänzlich. Übrigens gilt die Population als äusserst indolent; man sagt den Leuten nach, dass sie vorziehen, zu darben, als ordentlich zu arbeiten. Doch sind sie leidenschaftliche Nimrode, die wochenlang der Jagd obliegen, wenn Pulver und Blei nicht mangeln. Was den Reichtum an Wild und Fischen anbetrifft, gilt der untere Capim als ebenso arm, wie der obere reich, und es scheint sich thatsächlich so zu verhalten.

Bezüglich des Klimas sind die Gegenden am Capim nicht ungünstig. Vor einigen Jahren jedoch soll das Sumpffieber epidemisch aufgetreten sein und ziemliche Verheerungen angerichtet haben. Die Tageshitze ist beträcht-

lich; doch sind die Nächte bedeutend kühler als in der Hauptstadt, es herrscht dichter Nebel, der erst bei Sonnenaufgang verschwindet.

Dr. Vicente Chermont de Miranda hat den Capim schon zweimal bis oberhalb der Katarakte befahren und auch eine Karte gezeichnet. Er legte ferner eine allerdings nur primitive Strasse an, um vom benachbarten Staate Maranhão Viehherden nach Pará transportieren zu können. Dieser Weg soll teilweise, namentlich im hohen Walde, jetzt noch erhalten sein.

Mittlerweile hatte man unser Gepäck wieder reisefertig gemacht, ebenso anlässlich der Wahlen Ruderer angestellt. Der Verwalter der Fazenda, *Major Raymundo Ares Pereira*, anerbote sich in zuvorkommender Weise, uns zu begleiten, was uns sehr angenehm war; denn von der Begleitung einer bekannten Persönlichkeit hängt auf Reisen in Brasilien sehr viel ab.

Unserem Reiseplan gemäss beabsichtigten wir, mit einem kleinen Dampfer — um die hohen Kosten zu beschränken — in möglichst kurzer Zeit bis über die Cachoeira hinauf zu fahren, dort den Dampfer zu verlassen, mit Canoas die Rückreise anzutreten und dann nach Konvenienz an einzelnen Orten einige Zeit zu verweilen.

24. Juni. Früh morgens weckte uns die Sirene der Lancha „Ondina“. Um 7 Uhr war alles bereit zur Abfahrt. Wir boten einen kriegerischen Anblick; eine Vergleichung mit ausrückendem Landsturme wäre freilich noch naheliegender; denn Flinten verschiedenster Konstruktion, Hirschfänger, daneben schwere Waldmesser und Äxte bildeten die Bewaffnung. Noch ein letztes „Boa viagem, até volta“ (gute Reise bis zur Rückkehr), dann gings stromaufwärts. Die Lancha führte ausser ihrem Kahn

noch zwei grosse Canoas mit sich. Bei dem Dörfchen Santa Anna wurden zunächst noch 400 Scheiter als Heizmaterial aufgenommen. Bald passierten wir die tres Ilhas (drei Inseln). Weiter oben verbreitert sich der Fluss und wird sehr seicht. Hier erblickten wir kleine Hügel. Die Uferböschung ist ziemlich steil, wir schätzten sie auf 20 m. Trotzdem sich unser Major selbst ans Steuer gestellt hatte, um die Lancha sicher über die Untiefen zu bringen, zahlten wir doch der Baixa de Boa vista ihren Tribut. Wir fuhren auf und lagen fast $\frac{3}{4}$ Stunden fest, bis die Flut uns wieder befreite. Wir hatten genügend Musse, die nach brasilianischen Begriffen noch ziemlich bewohnte Gegend zu betrachten. Abends nach 7 Uhr langten wir beim Sitio (Landgut) S. Luiz an. Man beschloss, die Nacht hier zuzubringen. An Weiterfahren war bei der herrschenden Dunkelheit nicht zu denken. Wir machten einen Besuch im Hause des Majors. Der Aufstieg zu demselben ist auf dem schlüpfrigen Lehm (Tijuco) etwas schwierig, kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als ich plötzlich wieder neben unserer Canoa im Wasser lag.

25. Juni. Noch bei dunkler Nacht wird die Reise fortgesetzt. Der grauende Tag enthüllt uns die prächtigsten Scenerien. Dieser Unterschied gegenüber der Vegetation weiter unten ist geradezu verblüffend. Eine grosse Rolle in dem abwechslungsreichen Vegetationsbilde spielen die Jauary-Palmen. Neben denselben fehlt auch die schon weiter unten vorkommende Assahy-Palme (*Euterpe oleracea*) nicht.

Unweit des Sitio Domingos Santos passieren wir die Mündung des breiten Igarapé Candiru-assú. Eine vorgelegte Sandbank zeigt zahlreiche Fährten von Capyvaras (Wasserschwein, *Hydrochærus Capybara*), Möven tummeln

sich lustig, auf den Bäumen sitzen ein paar Raubvögel. Beim Sitio Retem kommt unser Lotse *Verissimo* an Bord. Derselbe, ein altes, dürres, blatternarbiges Männchen, reiste während drei Jahren mit dem Nordamerikaner *Parker*. Trotz des nicht gerade schneidigen Aussehens unseres *Pratico*, hatten wir doch Gelegenheit, seine Gewandtheit zu beobachten. So schwamm er einmal in fast aufrechter Stellung, in einer Hand die Kleider und die Steinschlossflinte haltend, ans Land.

Plötzlich ertönt der Ruf: *Jacaré, Jacaré!* und fast gleichzeitig ein Schuss. Ein etwa meterlanges Krokodil, ein *Jacaré-tinga* (*Jacare sclerops* Gray*) schwimmt lustig an der Lancha vorbei und taucht erst weiter abwärts unter. Bald darauf treffen wir ein grosses, zweizehiges Faultier (*Cholœpus didactylus*) an, das mit aller ihm zur Verfügung stehenden Behendigkeit baumabwärts klettert. Auffallend war eine Masse weisser, darunter auch eine Anzahl gelber Schmetterlinge von der Grösse unserer Weisslinge, die in grossen Scharen stromaufwärts wanderten. Kleinere Gesellschaften zogen wieder abwärts. Auf diese Weise ziehen sie zu ihren Futterpflanzen, gewissen, eben in Blüte stehenden Bäumen, und von da wieder zu ihren Wohnplätzen zurück.

Wir begegnen einem grossen Floss (*Jangada*), zusammengefügt aus mächtigen Cedernblöcken und besetzt von etwa 20 Personen, Männern, Weibern und Kindern. Die praktischen Leute haben sogar aus Palmblättern ein Dach hergerichtet und darunter zwei Hängematten aufgespannt, um ein von der Sonne unbeeinträchtigtes Mittagsschläfchen zu halten. Flüge einer niedlichen Schwalbe (*Tachycineta*

* Brillenkaiman.

albiventris), oben erzgrün, unten weiss, beleben die Wasseroberfläche.

Abends begegnen wir wieder einer Jangada. Diese ist immerhin bedeutend kleiner als die erste und bloss von drei Männern und ihrem Hund besetzt. Neben dem Kochtopfe liegt ein halbes Wildschwein, appetitlich gesengt. Die guten Leute, Bekannte unseres Majors, schenken uns das Hinterviertel.

Kurz vor Einbruch der Nacht kommen wir an der Fortaleza genannten Örtlichkeit vorbei, wo 1882 noch die Temb -Indianer in einer Aldea (Dorf) wohnten. Die Ro a, das angepflanzte Land, muss sehr ausgedehnt gewesen sein. Vorher am Candiru-ass  wohnend, hatten sich die Indianer hieher, dann nach dem Igarapé Puteret  und von diesem nach ihren jetzigen Wohnstätten zurückgezogen.

Zwei Araras suchen unter üblichem Geschrei ihre Ruheplätze auf, ein gelbk pfiger Urub  streicht dem Hochwalde zu, ein Leguan (*Iguana tuberculata*) raschelt durch das Ufergeb sch. Nachts hören wir den Ruf des Guyana-
huhns (*Odontophorus guianensis*), das die Einheimischen nach dem Lockruf „Ur “ benennen.

26. Juni. Schon um 4 Uhr wollen wir die Reise fortsetzen; bei dem dichten Nebel aber führt die „Ondina“ in das Ufergeb sch, so dass es geraten erscheint, das Tagesgrauen abzuwarten. Wir passieren eine Verengung des Flusses, wo er nur noch 35 bis 40 m. breit ist. Ein kleiner Reiher, ein Urubutinga zonura und ein kleiner, unserm Baumfalken ähnlicher Falke (*Falco albigularis*) bilden die Staffage der Landschaft. Um 7 Uhr langen wir bei der Mündung des Igarapé Puteret  an. Der Name soll „schöne Blume“ bedeuten. *Ladisl o Netto* traf Ende

der sechziger Jahre hier noch mehr als 100 Indianer vom Stamme der Tembés an.

Wir begeben uns für ein paar Minuten ans Land. Ein in einer Astgabel aufgehängter Tapirunterkiefer zeugt von früher hier abgehaltenen Jagden und Schmäusen. Eine Herde Brüllaffen, darunter ein Weibchen mit einem „Baby“ auf dem Rücken, ziehen sich bei unserer Annäherung langsam zurück.

Wir passieren die Barreira de Tauassý, wo das Ufer in einer Länge von 100 m. 20 m. hoch ist. Ein schmaler Streifen eines am Ufer wachsenden Krautes mit nierenförmigen Blättern ist dicht von kleinen, blassgelben Schmetterlingen besetzt. Einen gelbköpfigen Aasgeier, eine Herde von Brüllaffen und eine von Satansaffen lassen wir unbehelligt; aber einige am Ufer sich tummelnde Fischotter erwecken die Jagdlust des alten *Verissimo*, die ihnen ausser dem Schrecken keinen weiteren Schaden zufügt. Bei der Praia de S. Miguel bringen wir die Nacht zu. Wir lassen uns nach der Sandbank rudern, um wieder einmal die Erfrischung eines Bades zu geniessen. Wie ich mich nach demselben so recht gemütlich auf den warmen Sand setzte, fühlte ich am Arm ein schmerzhaftes Brennen, fuhr mit der Hand nach jener Stelle und erwischte als den Übeltäter eine stark behaarte Raupe. Die Geschichte war nun freilich nicht schlimm; ich hatte schon an Schlangengibbissen gedacht, aber das Brennen, das mit Fieber verbunden mehr als eine Stunde anhielt, war immerhin unangenehm genug. Von 7 bis 8 Uhr abends entlud sich ein heftiges Gewitter.

27. Juni. Wir beobachten einen Schlangenhalsvogel (*Plotus anhinga*), drei Hyazinthararas (*Sittace hyazinthinus*) und vier gewöhnliche Aasgeier (*Cathartes Urubú*), welche

Art das Stadtleben dem Landaufenthalte sonst vorzieht. Um 12 und um 1 Uhr kommen wir zu den ersten Wohnsitzen der Indianer. Die Dampfpfeife macht sie schon in einiger Entfernung auf unsere Ankunft aufmerksam. In ihrem Sonntagsgewande stehen sie am Ufer, die Männer in Hemd, Hose und Strohhut, die Frauen in Jacken und Röcken, alles sauber und nett.

Eine Moschusente (*Cairina moschata*), die Stammform der sogenannten türkischen Ente, schwimmt, ohne sich im geringsten um uns zu kümmern, stromabwärts.

Major Pereira zeigt uns einen Fusspfad, der durch den Wald in etwa acht Stunden zu den Niederlassungen der Tembés am Rio Acará führt. Von hier bis zu den nächsten flussabwärts gelegenen Ansiedlungen von Brasilianern braucht man per Canoa noch zwei Tage.

Die Sandbänke an den Krümmungen des Flusses werden immer häufiger, ebenso die Jauary-Palmen, die nun eigentliche Bestände bilden. An einer Stelle buchtet sich das Bett des Flusses weit aus; es sieht aus wie ein Flussarm oder die Mündung eines breiten Igarapés. Eine verlassene Jangada von Cedernholz lag dicht am Ufer, aufgefangen von den herniederhängenden Lianen.

Um 1 Uhr kommen wir zum Igarapé Acariussaua, wo eine Familie aus Goyaz ihren Wohnsitz errichtet hat. Die Bude sieht interessant aus; ein Nagel scheint bei ihrer Erbauung nicht verwendet worden zu sein. Zahlreiche Felle von Brüll- und Satansaffen sind zum Trocknen aufgehängt. Hühner und Schweine treiben sich zwischen den Bananengruppen umher. Am Flusse liegt ein gewaltiges Floss aus Cedernholz. *Senhor Manoel*, das Oberhaupt der Familie, war gerne bereit, uns Brennholz zu verschaffen.

Unter seinen Dienstleuten befindet sich auch ein junger Temb . Wie alle seine Stammesgenossen trägt er das Haar im Nacken kurz geschoren, vorne dagegen lang, in der Mitte gescheitelt und in zwei Zipfeln über die Stirne herabhängend. Diese Frisur hat grosse Ähnlichkeit mit der des Satansaffen. Es ist ja bekannt, dass einige Naturvölker die Haartracht der ihnen bekannten Affen nachahmen. Das Holzfällen ging mit ungeahnter Schnelligkeit vor sich. Ich benutzte die Zeit zu einem Ausflug. Irgend ein Weg war nicht zu entdecken, also schlug ich mich aufs Geratewohl durch den Busch. Der Lärm, den das Holzfällen verursachte, schien alles verscheucht zu haben; das einzige Lebewesen, das sich durch seinen lauten Ruf verriet, war ein Cri-cri  (Lathria).* Mein Waldspaziergang dehnte sich weiter aus, als mir behagte; dazu fing es zu regnen an. Den Lärm vom Holzfällen hörte ich nur noch schwach; durch Dick und Dünn, und wo es nötig war, mit dem Waldmesser mir den Weg bahnend, ging ich dem Geräusche nach und gelangte ans Ufer, wo ich aber von der „Ondina“ keine Spur erblickte. Der Schall der  xte hatte mich getäuscht, ich glaubte nun, ihn von ganz anderer Richtung her zu vernehmen. Also frisch drauflos. Nach einer kurzen Stunde traf ich endlich auf dem abgeholzten Platz ein und erntete für meine Irrfahrt nicht wenig Spott.

Der niedere Wasserstand liess befürchten, dass die Lancha die Katarakte nicht passieren könne. *Dr. Göldi* und *Major Pereira* führen deshalb abends nach Acariussa a zurück, um womöglich Boote und Ruderer zu mieten.

28. Juni. Ihre Mühe war leider vergeblich, wie auch

* Von Drosselgr sse und ähnlichem Habitus.

die schlaflose Nacht, die ihnen die blutdürstigen „Carapanás“ (Mosquitos) bereitet hatten.

Der Fluss hat hier ziemlich starke Strömung. Eine Canoa reisst sich los, kann aber glücklicherweise wieder eingebracht werden. Wir kommen an den Niederlassungen Tauhiry, bestehend aus vier Schilfhütten, und Uauiry-miry, zwei Hütten und zehn Einwohner, vorbei. Ein alter und zwei jüngere Indianer kommen mit einem etwa siebenjährigen Knaben an Bord. Der Kleine ist natürlich sehr verwundert, fast ängstlich. Eine Herde Satansaffen, Hyacinthararas und weisskehlige Tukane beleben den Wald.

Um 9¹/₂ Uhr vormittags halten wir etwa 1 km. unterhalb der Cachoeira. *Dr. Göldi*, *Dr. Huber* und *Major Pereira* fahren mit einer Canoa dorthin, ich war wegen Arbeit leider verhindert. Sie bringen botanische und mineralogische Ausbeute und konstatieren, dass an ein Passieren des Kataraktes mit der Lancha nicht zu denken sei, da viel zu wenig Wasser vorhanden.

Die „Ondina“ liegt dicht am Gesträuche des Ufers. Eine blutdürstige Schar von Piúms (kleine Stechfliegen) fällt über uns her. Diese Insektenplage hatte ich vorher noch nie kennen gelernt, man hat auch in dieser Beziehung fortwährend zu lernen.

Fünf Indianer begeben sich ans Land, um zu jagen. Sie finden es nicht nötig, ein Waldmesser zu benutzen, ohne das kein Brasilianer in den Busch geht. Wie seine Leute weggehen, fängt der Kleine zu weinen an; einige Biscuits und ein paar freundliche Worte beruhigen ihn aber bald. Mit etwa zwanzig Schüssen erlegen die Jäger fünf schwarze Brüllaffen, einen männlichen und vier weibliche Satansaffen, zwei davon trächtig, ein Totenkopffläffchen (*Chrysotrix sciurea*), einen Trogon, ein grosses

Steisshuhn (*Crypturus*) und einen Trompetenvogel (*Psophia viridis*). Der beste der Jäger war ein Mischling eines entlaufenen Negersklaven und einer Tembéindianerin. Nun hatten wir frisches Fleisch in Hülle und Fülle.

Wir erhalten noch Besuch von zwei Indianern, die uns einen grossen Fisch, den sie mit Bogen und Pfeil erlegt hatten, bringen. Dieser Surubijú, wie sie ihn nennen, hat im Unterkiefer zwei nadelspitze, über 3 cm. lange Zähne.

Die Idee der Weiterreise auf Canoas muss aufgegeben werden, da die vorhandenen Fahrzeuge für Mannschaft und Gepäck nicht ausreichen. Rückzug vor dem erreichten Ziel, eine auch in diesem Fall etwas deprimierende Aussicht!

Kurz nach 1 Uhr dampfen wir wieder stromabwärts und machen in Acariussaua einen längern Halt. Auch hier hatten die Leute mit Pfeil und Bogen reichen Fischfang gemacht. Ausser dem schon genannten Surubijú und einigen Bacús (*Prochilodus*) treten sie uns einen Surubín (*Platystoma tigrina*) ab. Dieser gehört zu den Welsen, ist unten weiss, oben auf hellkastanienbraunem Grunde schwarz getigert. Ausserdem verkauften uns die Leute noch einen Kapuzineraffen (*Cebus*) und verschiedene Papageien, alles lebend. Der immer praktische Major erwarb ein Hausschwein und 25 Jabotys (*Testudo tabulata*), die zu fünf an einen Stab gebunden waren. An Bord der „Ondina“ wurde es geradezu ungemütlich. Gegen Abend legten wir bei der Indianerniederlassung Resacca an, froh, dieser „drangvoll fürchterlichen Enge“ entrinnen zu können. Die Lancha setzte andern Tags die Reise nach Pará fort.

Die Niederlassung besteht aus zwei Häusern und einem offenen Schuppen. Die guten Leute räumen uns das bessere Haus ein, wo wir uns auch sofort einrichten. Die Bude

ist im reinen Tembéstil erbaut. Der Grundplan ist ein Oblong, davon ist die vordere Hälfte bloss eingezäunt und überdacht. Von dieser Veranda führt eine Türe, die durch eine Matte verdeckt werden kann, in den vollständig geschlossenen Raum. Hier ist in der Mitte ein starker Pfahl eingerammt, von dem aus sich nach den Winkeln bequem vier Hängematten aufspannen lassen. Ein kleiner Estrich an einer Seite, Giráo genannt, dient als Aufbewahrungsort für die Vorräte. Der ganze Palast besteht aus Rundholz und kunstreich verflochtenen Palmblättern. Die Stelle der Nägel vertreten Lianen. An die Civilisation erinnern nur ein roh gezimmerter Tisch und eine Bank auf der Veranda, deren Bequemlichkeit selbst dem Indianer einleuchten musste.

Die Roça ist sehr ausgedehnt, es werden Maniok, Tabak, Zuckerrohr, Mais, Bohnen und süsse Bataten kultiviert, eigentümlicherweise keine Bananen (Pacós).

Als Haustiere halten die Leute sehr schöne Hühner und eine Hundemeute, die (man wird in kynologischer Hinsicht in Brasilien nicht verwöhnt) zum Erbärmlichsten gehört, was ich schon gesehen habe.

Die Tembés selbst sind hübsch, nicht über mittelhoch, aber stämmig und muskulös gebaut, mit prächtigem rabenschwarzem Haar. Der Bartwuchs bei den Männern ist sehr schwach, die Hautfarbe broncegelb. Sehr beeinträchtigt wird das Äussere durch den Mangel oder die starke Abnützung der Vorderzähne. Man beachtet dies schon bei noch jungen Leuten, und zwar ist es um so auffälliger, da in Brasilien schöne Zähne zur Regel gehören. Man schreibt diese Erscheinung dem Essen des rauhen Maniokmehles zu. In der Kleidung haben sich die Tembés der Civilisation angeschlossen; doch beschränken

sie dieselbe auf das Notwendigste, die Männer auf eine Hose, die Frauen, nachdem sie die Scheu vor uns abgelegt hatten, auf einen Rock. Die jagenden Männer entledigten sich regelmässig am Waldrand ihrer Unaussprechlichen. Dazu gehört freilich die Natur eines Indianers, nackten Leibes sich in den Wald voll dorniger Bäume und Sträucher zu wagen.

Die Anfertigung von Schmuck aus Federn scheinen die Tembés nie gekannt oder verlernt zu haben. Ich sah bloss ein Mädchen, das am Hals einen Jaguarzahn trug, als Amulet gegen Krankheiten, wie die Leute sagen.

Auch diese Kinder des Urwaldes leiden an verschiedenen Gebrechen. Besonders will nachts das Husten kein Ende nehmen. Die Sterblichkeit unter den Kindern soll sehr gross sein; man sieht darum fast keine. Eine der Frauen lässt ihr neugebornes Kind bei den kühlen Nächten im offenen Rancho unbedeckt und unbekleidet in seiner kleinen Hängematte liegen. Die Blattern sollen manchmal sehr heftig auftreten.

Die Sprache der Tembés ist wohlklingend. Die Männer sprechen fast alle portugiesisch, nicht aber die Frauen. Einsilbige Wörter scheinen nicht zu existieren, dagegen gibt es sehr viel zusammengesetzte. Der Zahlenbegriff hört bei drei auf; was darüber ist, nennen sie mehrere oder viel. *Dr. Göldi*, der ein Vocabular zusammenstellte, beklagte sich über die undeutliche Aussprache, herrührend vom Fehlen der Schneidezähne. Ausserdem sprechen die Leute sehr verschieden, manche lassen das austönende *a* am Ende eines Wortes einfach weg. Als der beste Lehrer erwies sich ein Alter, der als junger Bursche einmal in *Pará* gewesen war und jetzt augenkrank darniederlag.

Die Kultur der Tembés ist, verglichen mit der anderer nordbrasilianischer Tribus, niedrig. Im übrigen sind sie gutmütig, aber misstrauisch und gelten als feig. Für ihr Misstrauen mag folgender Fall hier angeführt werden. Vor Jahren kamen einige Tembés nach Araproaga, wo sie freundlich aufgenommen und gepflegt wurden. Eines Tags waren alle auf der Veranda, als sie über irgend etwas Neues, Unbekanntes erschrecken. Ein Sprung in den Hof hinunter und dem Wald zueilen war eins. Ohne Waffen oder Fahrzeug strebten sie der Heimat zu, wo sie auch glücklich anlangten. — Unsere Lancha fuhr während vier Tagen je 14 Stunden und legte pro Stunde sieben Seemeilen zurück. Nach dieser Rechnung, und sie ist ziemlich richtig, beträgt die Distanz von Araproaga bis unterhalb der Cachoeira des Capim 191 km. Man muss freilich den gewundenen Lauf des Flusses in Betracht ziehen.

Gegenwärtig tragen sich die Tembés mit dem Gedanken, vereint mit ihren Stammesgenossen vom Acará am obern Capim ein Dorf (Aldea) zu gründen.

30. Juni. Morgens früh werden an fünf Indianer Pulver, Schrot und Zündhütchen verteilt. Die Beute darf sich sehen lassen: drei Rehe, vier Satansaffen, ein grünflügeliger Arara (*Sittace chloroptera*), zwei Mutums (*Crax carunculata*), ein Jacú (*Penelope Jacucaca*) und ein sehr seltener Kuckuck. Die Rehe sind etwas kleiner, als unsere, namentlich sind die Beine niedriger und der Rumpf plumper. Die Farbe ist ein helles Gelbgrau, ähnlich der unserer Rehe im Winter. Das Geweih besteht aus zwei scharfen, etwa 8 cm. hohen Spiessen, die sich nie verästeln. Eines der Exemplare schien eben abgeworfen zu haben, das andere war noch geweihlos und das dritte eine Ricke,

die, dem gefüllten Euter nach zu schliessen, kürzlich gesetzt hatte.*

Beim Bad im Fluss umschwärmen einen fortwährend kleine Fische, die ein besonderes Vergnügen haben, die Haut der Badenden zu zwicken. Das eiskalte Wasser des Igarapé beherbergt keine so ungemütliche Fauna.

1. Juli. Die Jagd ist wieder sehr ergiebig: ein Kapuzineraffe (*Cebus*), eine Satansäffin, ein Paar der prächtigen Fächerpapageien (*Anacâs*, *Deroptylus accipitrinus*), ein Temmincks Tukan, ein Aracary (*Pteroglossus Wiedi*), ein Jacutinga (*Penelope pipile*), die schönste Penelope-Art, ein Steisshuhn (*Crypturus*) und ein Guianahuhn (*Odonophorus guianensis*).

2. Juli. Wir erhalten heute: drei Satansäffinnen, eine Cutia (*Dasyprocta Aguti*), zwei Eichhörnchen (*Sciurus æstuans* oder doch mit diesem nahe verwandt), einen kleinen Papagei (*Pionias violaceus*), einen weisskehligen Tukan (*Rhamphastus erythrorhynchus*), einen grossen Madenfresser (*Crotophaga major*), eine Nachtschwalbe von Dohlengrösse (*Nyctibius Jamaicensis***) und einen der seltenen Mutum pinimas (*Crax globosa*), ferner eine Masse kleiner Vögel, die aber durchwegs völlig verschossen sind.

3. Juli. Die Jagd liefert: ein paar Faunaffen (*Cebus fatuellus*), das Männchen davon mit schönem Toupet, eine Cutia, drei der seltenen Hyazinthararas, einen grossen Tukan, einen Jacutinga (*Penelope pipile*), einen Raubvogel von Bussardgrösse, oben schiefergrau, unten weiss.

4. Juli. Es naht die Zeit unserer Abreise. Die Indianer werden für ihre Dienste abgelöhnt und können

* Nach *Burmeister* ist es *Cervus simplicicornis* s. *nemorivagus*.

** oder *cornutus*.

nach Wunsch Geld oder Waren, als: Pulver, Schrot, Zündhütchen, Salz, Seife, Zucker, Petroleum, Zeug zu Frauenkleidern erhalten. Die meisten verlangen Waren; doch zeigen sie sich sehr misstrauisch. Ihre Unwissenheit wird von den herumreisenden Händlern oder Regatoês, welche die Indianer zum Rudern und Holzfällen anstellen, sehr missbraucht. Werden sie in Geld ausbezahlt, so sind sie, abgesehen davon, dass Waren einen grössern Wert für sie haben, als Banknoten, ebenso übel daran; denn der Wert derselben ist ihnen unbekannt und bemisst sich nach der Grösse der Note. Mit der grössten Naivität verlangte ein Indianer für einen seiner Hunde — natürlich ein Prachtexemplar — 100 Milreis, ging aber sofort auf den Handel ein, als man ihm sieben bot.

Nach dem Frühstücke besuchte uns ein Holzfäller, der mit seinen Leuten schon seit drei Monaten hier oben gearbeitet hatte. Jetzt aber war er fieberkrank. Sein Floss war noch weiter oben; er reiste in einer Rindencanoa begleitet von einem Burschen stromabwärts; als Proviant und zu weiterer Verwendung in Pará führten sie mehrere Dutzend Jabotys mit sich.

Die Tembés scheinen mit der Bezahlung zufrieden zu sein; einer, der Geld verlangt hatte, kommt wieder zurück und wünscht dafür Waren.

Abends kommt von der Ansiedlung am Acará der Häuptling, Tuscháua, der Tembés, ein intelligenter, gewandter Mann, namens *Thadeu*. Mit seinen Leuten arrangiert er nun ein Fest. Um 8 Uhr setzen sich die Indianer sehr anständig und civilisiert auf eine Bank auf dem freien Platze neben dem Rancho. Der Tuscháua entzündet eine Cigarette von riesigen Dimensionen; sie ist an die 30 cm. lang, 3 cm. dick, besteht aus gerollten Tabaksblättern

umhüllt von der Rinde des Tauarý-Baumes und ist an drei Orten zusammengebunden; dieser Petimu-wú spielt bei allen Feierlichkeiten eine grosse Rolle; er macht fortwährend die Runde. Bald fängt der Gesang an, der zwar etwas monoton, aber nicht unangenehm klingt. Besonders der Tuscháua zeichnet sich durch eine gute Stimme aus. Zur Begleitung wird die Maracá geschüttelt. Dieses Musikinstrument besteht aus einem hohlen Kürbis, befestigt an einem Stiel; in demselben sind einige harte Samen oder Schrotkörner eingeschlossen. Daneben wird noch ein Ochsenhorn geblasen. Was die Indianer an dessen Stelle früher gebrauchten, weiss ich nicht. Den Takt geben sie mit den Füßen an, so dass auf dem harten Boden ein rhythmisches Gestampf hörbar wird. Etwa eine Stunde später finden sich acht Damen ein. Diese stellen sich in einer Linie im rechten Winkel zu den Männern auf. *Thadeu* ist Vorsänger, die Männer fallen ein, und den Schluss machen die Weiber, die ein langgezogenes *e* in verschiedenen Modulationen langsam verklingen lassen. Der Tanz ist höchst einfach, $\frac{2}{4}$ Takt, bei Kraftstellen hüpfend. Männer und Weiber bewegen sich gegen einander, indem sie den zurückgestellten Fuss an den vorgestellten nachschleifen; sobald sie sich begegnen, kehren sie rückwärts gehend wieder an ihre Plätze zurück. Die Tänze tragen je nach dem begleitenden Gesange den Namen eines Tieres, so gibt es einen Affen-, einen Tapir-, einen Schmetterlingstanz u. s. w. Von uns gespendeter Branntwein für die Herren, Wein für die Damen und Cigarren für alle Teilnehmer am Balle werden dankend entgegengenommen. Die Tänzerinnen waren natürlich im Festkostüm erschienen. Der lebhaftesten unter ihnen wurde es aber zu warm; kurz entschlossen entledigte sie sich ihres Obergewandes,

um sich das schweissbedeckte Gesicht abzutrocknen. Der Ball dauerte bis zum frühen Morgen, das Erbleichen der Sterne wurde noch mit zwei Schüssen gefeiert. Ein Feuer zünden die Tembés bei ihren nächtlichen Festlichkeiten nicht an.

5. Juli. Die Indianer haben sich alle in den Wald zurückgezogen. Nur hie und da erscheint der eine oder andere und erklärt auf Befragen, es sei ihre Sitte, den Tag nach einem Fest im Schatten des Hochwaldes zuzubringen.

6. Juli. Morgens um 4 Uhr nehmen wir Abschied von unsern Gastfreunden, die in praktischer Weise den Weg von der Hütte zu den Canoas mit mehreren pechgenährten Feuern erleuchtet hatten. Ein junger, etwa 16jähriger Tembé begleitet uns, um ein paar Wochen in Pará zuzubringen. Es hatte aber viel Zureden gebraucht, bis dessen Mutter ihre Einwilligung gab.

Wir und unser Gepäck, dazu noch drei Hunde und ein lebender Hyazintharara waren auf drei Canoas verteilt. Kaum war es Tag geworden, schoss *Dr. Göldi* einen *Urubitinga zonura*. Wir sahen Kapuzineraffen, Eisvögel und einen grossen grauen Reiher (*Ardea Cocoi*). Beim Igarapé Cachoeirinha machten wir Frühstückspause. Wie früher schon einmal trafen wir auch hier an den Pfosten des Rancho einen noch teilweise mit Haut überzogenen Tapir-, sowie Affenschädel. Mit einem der Ruderer machte ich einen kurzen Spaziergang in den Wald. Er schoss ein *Inambú* (*Crypturus*); ich fand zwei leere Nester, beide aus schwarzen Flechten verfertigt und an den äussersten Spitzen der Zweige aufgehängt, das eine mit dem Schlupfloch nach oben, das andere nach unten. Der Igarapé muss

fischreich sein; während kurzer Zeit fing ein Ruderer mit der Angel acht Stück im Gewichte von zusammen vier Kilo. Im Rancho machte mich *Dr. Göldi* auf ein sehr schönes Beispiel von Mimikry aufmerksam. Es war eine kleine, graue, circa 6 mm. lange Spinne von schlanker Gestalt, die ihr Netz in einem Winkel befestigt hatte. Quer durch das Netz hatte sie eine graue Röhre von ihrer eigenen Dicke verfertigt. Die Röhre ist etwa in der Mitte unterbrochen, und genau in diese Lücke passt die Spinne. Hier hält sie sich auf, bis sich ein Schlachtopfer im Netze zeigt oder eine äussere Störung sie aufscheucht. Den Hohlraum der Röhre scheint sie nicht zu benutzen. Die Hitze machte die Weiterfahrt etwas ermüdend. Bei Einbruch der Nacht landeten wir auf der Praia de Ipomonga. Rasch wurden Pfähle gehauen, in den Sand gerammt, und unser Schlafsaal war fertig.

7. Juli. Noch vor Tagesanbruch fahren wir weiter bis zur Mündung des Igarapé Cauaxy-i. Unweit der Mündung bietet eine bewaldete Insel einen reizenden Lagerplatz. Schnell wird eine Hütte zur Bergung des Gepäcks errichtet. Bald kommt auch *Dr. Huber* an, der an der Praia noch einige photographische Aufnahmen gemacht hatte. Seine Leute hatten einen kleinen Raubvogel (*Nisus magnirostris*) und einen Eisvogel (*Ceryle torquata*) geschossen. Die Jagd lieferte: zwei männliche und einen weiblichen Satansaffen, einen Nasenbären (*Nasua*), ein Nabelschwein (*Dicotyles torquatus*), zwei Mutums (*Crax carunculata*) und einen Jacú (*Penelope jacuaca*).

8. Juli. Morgens früh fahren *Dr. Göldi*, *Dr. Huber* und *Major Pereira* igarapéaufwärts und kehren erst abends wieder zurück. Der Igarapé soll noch 30 km. weiter oben wie an seiner Mündung 20 m. breit sein. Wären nicht

die vielen Hindernisse von gestürzten Bäumen, so wäre er sogar für Lanchas fahrbar. *Dr. Göldi* hatte einen schreienden Fischotter angetroffen; leider versagte aber die Flinte. Die Jagd ergab: ein Paar alte Brüllaffen, das Weibchen mit stark angeschwollenen Brüsten — das Junge konnte entfliehen — ein Paar Satansaffen, vier Cutias, einen Urubitinga zonura, einen Falco albigularis, einen Cancão (*Ibycter americanus*) — bloss leicht angeschossen — einen Trogon, vier Mutums (*Crax carunculata*), einen Jacú, ein Inambú und eine Rohrdommel (*Tigrisoma tigrina*).

Nachts hörten wir im Jauarysal am jenseitigen Ufer das Pfeifen eines Tapirs.

9. Juli. Es wird eine Messung des Igarapé vorgenommen, die das Vorhandensein zweier Kanäle von 2 bis 2,4 m. Tiefe ergibt.* Vor Jahren sollen einige Sammler von Copahyba-Oel den ganzen Igarapé hinauf gefahren und von dort nach dem Rio Gurupý gegangen sein. Die Jagd bringt heute: einen Faunaffen, einen Mutum (*Crax carunculata*), drei Jacús (*Penelope jacuaca*), zwei Jacamys oder Trompetenvögel (*Psophia viridis*) und ein Steisshuhn, sowie einen Rehbock (*Cervus simplicicornis* s. *nemorivagus*) mit nadelspitzem Geweih.

Hier am Igarapé Cauaxy-i war ein prächtiger Platz in jeder Beziehung. Jeden Morgen und Abend hörten wir das Concert der Brüllaffen; die Stille der Nacht wurde unterbrochen vom Rufe der grossen Nachtschwalbe (*Nyctibius Jamaicensis*), der wie menschliches Jauchzen klingt. Fortwährend tönte das Plätschern und Springen der Fische und das Brummen der Krokodile.

* Gleich am Ufer ist die Tiefe sofort bedeutend.

10. Juli. Um 2 Uhr früh, beim Scheine des abnehmenden Mondes, fahren wir wieder stromabwärts. Fröhlich erschallt der Gesang der Ruderer, dem „Zauren“ der Appenzeller nicht unähnlich, doch nicht so melodisch. Ein Cancão, auf der Spitze eines Baumes sitzend, begrüsst die aufgehende Sonne mit seinem Gesang. Eine Moschusente und ein gelbköpfiger Aasgeier ziehen vom Flusse nach einem der Seen. Eine Schar Urubús wärmt sich an den Strahlen der Morgensonne, in drolligen Stellungen die Flügel ausbreitend. Einige Brasilianer, denen wir begegnen, verkaufen uns eine mittelgrosse Amazonas-Schildkröte (*Podocnemis expansa*), die sie mit dem Pfeil erlegt hatten.

Mit der sinkenden Sonne langen wir bei der Mündung des Igarapé Traquateúa an. Hier soll wieder für zwei Tage Halt gemacht werden, um namentlich den Fischen des in der Nähe liegenden Sees die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Lagerplatz ist zwar nicht gerade gut; denn das Ufer ist etwas steil, der Boden überhaupt uneben. Gegenüber liegt eine kleine Wiese mit vorgelagerter Sandbank; dort sollen sehr viele Mocuys hausen, Insekten, die ich bei ihrem richtigen Namen nicht benennen kann; das aber weiss ich, dass ihr Biss (sie kriechen am liebsten an den Waden herum) tagelang schmerzt.

11. Juli. Ausser uns fischen hier noch zwei Männer. Diese haben das Glück, einen starken Tapir zu erlegen. Sie hörten sein Pfeifen, lockten ihn durch Nachahmen desselben in ihre Nähe und brachten ihn mit zwei Schüssen zur Strecke. Der Brasilianer giesst sich in Ermangelung eines gezogenen Rohres für seine Schrotflinte genau passende cylindrische Geschosse, sogenannte Palanquetas, mit welchen er auf geringe Distanz selbst grössere Tiere sicher erlegt. Der Tapir ist ein grosser Bursche, von der Nasen-

bis zur Schwanzspitze zwei Meter lang, mit stark entwickeltem Kamm auf der Oberseite des Halses, von Farbe fast schwarz. Ausserdem wurden noch ein Reh (*Cervus simplicicornis*), zwei Cutias, ein Paar Moschusenten und ein kleines Steisshuhn erlegt. Ein Regen am Nachmittag nötigte uns, eine unwillkommene Pause in unserer Arbeit zu machen.

12. Juli. Morgens früh mache ich einen Spaziergang nach dem nahen See. Dieser ist ziemlich regelmässig oblong, etwa 1000 m. lang, 300 bis 400 m. breit. Die Ufer sind dicht bewaldet; doch zeigt die Vegetation keine besonders in die Augen fallenden Eigentümlichkeiten; man sieht nicht einmal zahlreiche Wasserpflanzen. Fische hat es viele, wir schwelgen im Genusse von Tucunarés (*Cichla temensis*), die an Schmackhaftigkeit unsern Seeforellen nicht nachstehen.

Abends 5 Uhr 30 Min. setzen wir die Heimreise fort. Das prächtige Wetter verspricht eine angenehme Fahrt. Um 10 Uhr überzieht sich jedoch der Horizont, und bald fällt ein kalter Regen. Unter der überdachten Stelle der Canoa, der „Tolda“, ist alles voll Gepäck, es gibt also kein besseres Mittel, als sich geduldig ins Unvermeidliche zu fügen. Die Ruderer sind praktische Leute; sie entledigen sich einfach ihrer Kleider und legen sie unter die „Tolda“, um sie nach dem Regen gleich trocken zur Hand zu haben. Etwa um 1 Uhr meinten wir, es höre auf, und kleideten uns um; aber eine neue Sendung aus dem Magazin von Jupiter Pluvius hielt bis morgens halb 5 Uhr an.

13. Juli. Wir fahren nun wieder in bewohnten Gegenden und gelangen bei Tagesanbruch zu einer Taberna — „bem e fiel“ (gut und treu) ist am Schild angeschrieben —, wo wir hoffen, Tabak zu finden. Es sind aber nur noch Streich-

hölzer zu verkaufen. Während der Frühstückspause an der Praia grande schoss *Dr. Göldi* einen niedlichen kleinen Sumpfvogel, den *Hoplopterus cajanus*. Ausserdem treffen wir nur noch einen *Urubitinga zonura* und verschiedene Schopfhühner (*Opisthocomus cristatus*) an. Ebenso lästig wie der Regen ist jetzt die Hitze.

Sehr ermüdet von der 24-stündigen Fahrt langen wir abends in S. Luiz an. Wie das erste Mal bei meinem Hiersein, so errege ich auch heute wieder allgemeine Heiterkeit durch ein unfreiwilliges Bad. Hatten wir seit einiger Zeit unsere Mahlzeiten am Boden auf einer Schilfmatte kauernnd eingenommen, so können wir uns heute endlich wieder an einen ordentlich gedeckten Tisch setzen.

14. Juli. Unsere schon bedeutend angewachsenen Sammlungen wurden noch durch eine Seltenheit vermehrt, den geierköpfigen Papagei (*Caica vulturina*). Der Kopf dieses interessanten kleinen Papageis ist nackt, Wachshaut und Zügel orangegelb, das übrige schwarz. Ausserdem brachten die Jäger 13 andere Papageien (*Pionias violaceus*) und eine Piaçoca oder Jaçaná (*Parra Jaçaná*) mit ihren zwei grünlichen, braungetupften Eiern.

15. Juli. Morgens um 2 Uhr verliessen wir S. Luiz. Bei der Taberna Boa vista gestatteten wir uns eine kurze Rast, worauf die Fahrt sehr beschleunigt wurde, da sich bei *Dr. Göldi* schon Fieber zeigten und das Wetter nicht viel Gutes versprach. Bei den Sete Ilhas trafen wir noch einen kleinen Reiher und einige Schopfhühner an. Jauarý-Palmen sah man von S. Luiz abwärts keine mehr. In St. Anna legten wir an, um die Pororoca vorbeigehen zu lassen. Um 4 Uhr langten wir in Araproaga an, und es gelang uns, ehe das Gewitter sich entlud, das Gepäck in Sicherheit zu bringen.

16. Juli. In Araproaga sollten wir zur Vervollständigung der ornithologischen Sammlung noch eine fehlende Species erhalten. Ausser einer Cutia, einem Fächerpapagei und verschiedenen kleinern Vögeln wurde noch ein grüner Japú (*Cassicus viridis*) erlegt. Die mitgebrachten Jacamys befreiten wir aus ihrer Haft; fröhlich tummelten sie sich umher und liessen ihren wohlklingenden, trompetenähnlichen Ruf hören. Der verwundete Cancão zeigte einen Riesenappetit, er frass nacheinander fünf Vögel.

19. Juli. Nun wurde die letzte Strecke der Heimreise angetreten. *Dr. Göldi*, *Dr. Huber* und ich spüren alle mehr oder weniger Fieber. Unterwegs hatten wir noch das Vergnügen, eine Herde Botos oder Delphine bei ihren muntern Spielen zu beobachten. Um 3 Uhr langten wir in S. Domingos da Boa vista an, wo wir den vom Rio Guamá kommenden Dampfer erwarteten. Nach einer schlecht verbrachten Nacht an Bord des mit Passagieren vollgepfropften Dampfers langten wir andern Tags wieder in Pará an.

Die Folgen dieser Reise liessen sich freilich noch lange spüren. Immerhin waren sie nicht im Stande, die angenehmen Erinnerungen an die vielfach genussreiche Exkursion abzuschwächen.
